

Zwischenstation / Von Albert Daudistel

Es war schon dunkel geworden, als ich nach langer Wanderung, in Mailand ankam. Die Glocken der Kirchen läuteten zur Messe. Der Wind pfiß. Und in dem Frost, der die Straßen verglaste, schien mir das Licht der Bogenlampen mondfalt. Ich war so müde, so abgewandert, daß die Muskeln und Sehnen in meinen Beinen brennend schmerzten. Mein letzter Tagesmarsch war fast sechzig Kilometer lang gewesen; und ich ließ mir noch nicht mal Zeit zur Raft. So hatte ich mich auf Mailand ge-
fret . . .

Mailand war für mich ein hoher Begriff geworden, wie etwa der Palmengarten meiner Vaterstadt. Ich hatte ihn zwar noch nie gesehen, weil mir meine Eltern das Geld zum Eintritt nicht geben konnten. Aber aus all dem, was ich über ihn gehört hatte, stellte ich ihn mir prachtvoll vor. Daher war ich, trotz meiner Armut, einmal hingegangen, um wenigstens die Fremde des Berges zu erleben. Denn der Palmengarten war für mich die Vorstellung einer schönen und vornehmen Welt, wie auch das verlockende Wort „Mailand“, das mich, trotz aller Strapazen der großen Landstraße und trotz des unheimlichen Schneesturmes anzog, der mich, als ich über den Brennerpaß kam, von meinem Wege abbringen wollte.

Mit einem Male merkte ich, daß ich, ohne es beabsichtigt zu haben, vom breiten Corso abgegangen war. Ich ging in einer düsteren Seitenstraße an einem Kanal entlang; dann bog ich nach rechts ab, dann nach links, bald nach rechts, bald nach links und geriet immer mehr und mehr in die dunklen Schluchten armer Gassen. Sie waren still und leer. Manchmal tappte ich an ein Fenster heran, um hineinzuhorchen. Aber ich hörte da nur meine Kiefer, die klapperten. Und mich benahm die Müdigkeit derart, daß ich glaubte, ich träume, ich habe mich in eine endlose Altstadt verlaufen. Und ich ging und ging; zumal ich nicht mehr die Entschlußkraft besaß, den Trost meiner Beine aufhören zu lassen. Es war mir, als wandere ich steil bergab, wofelbst bei aller Müdigkeit das Einhalten mehr anstrengt als das Hinuntergehen. Plötzlich hörte ich eine Kirchenguhr schlagen. Aber ich konnte mir nicht ausdenken, ob es ein Viertel vor Voll oder ein Viertel nach, oder halb, oder ob es wirklich schon nach Mitternacht war. Und indem ich, so im Weitergehen, dem verklungenen Glockenschlag nachschaute, erschreckte mich ein Licht, das aus dem Dunkel vor mir aufbrannte. Es ließ mich die schattenhafte Gestalt eines Menschen erkennen; und ich sah durch den Schein eines Bündelholzes, das in der Mulde brannte, die zwei Hände blickeren, ein häßliches Gesicht. Aber just, da ich mich näherte, ließ er das Bündelholz fallen. Und während es auf dem Pflaster noch fladerte, gewahrte ich, daß ihm ein Bein fehlte. Sein Körper begann zu pendeln. Die Krücken waren lebendig geworden. Ich hörte sie auf das Pflaster klopfen, erst langsam, dann hastend. Ich roch seine Zigarette. Und es schien mir, als habe ich ihn irgendwo schon mal schwichen den Krücken so pendeln sehen, auf der Landstraße, oder vielleicht im Traum, oder gar in dieser Stadt. Und plötzlich war es mir, als wäre ich ihm so ganz

von selbst durch all den Wirrwarr der Straßen und Gassen nachgefolgt. Mich überkam keine Gait; zumal ich mir sagte: „Wo so ein armer Teufel zur Nacht hingehet, wird auch ein Platz für mich sein!“ Wir überquerten jetzt Gassen, deren verwahrloste Fassaden mir nicht mehr fremd zu sein schienen. Ab und zu überkam mich die Erschöpfung, so daß ich wimmerte im Glauben, es nicht mehr aushalten zu können. Einmal bekam ich Lust, mich, trotz der Kälte, einfach hinzulegen. Aber meine Beine gingen im Takte der Krücken weiter. Manchmal schlossen sich meine Augen; aber plötzlich erschraf ich bis in die Knochen; ich hörte die Krücken nicht mehr. Verzweifelt schaute ich um und — sah gerade noch, daß sich eine alte Haustür hinter ihm schloß. Da fühlte ich den Frost stärker, so von innen her. Die Angst hefte mich an die Tür. Und ich klopfte an.

Eine Greisin öffnete mir. Sie war in ein dunkles, zottiges Kopftuch vermunnt. Sie duckte sich zusammen und murmelte mit unverständlichen Worten gegen die Kälte, indem ihr mißtrauisches Gesicht ganz nahe an meine Augen herankam. Ich biß auf die Zähne, um das Geklapper meiner Kiefer zu verhehlen. Da fragte sie mich barsch, was ich wollte. Ich stammelte meinen Namen und schaute über ihre Schulter nach dem finsternen Hintergrund. Sie gab mir einen Wink. Ich trat ein. Und hinter mir quetschte die Tür.

Es war so dunkel um mich, wie ich es noch nie erlebt hatte. Die Luft roch unterirdisch. Ja, die Verängstigung, die mich seit meiner Ankunft in Mailand leitete, regte sich nun derart, daß ich nicht mehr an meine Müdigkeit dachte. In meinem Gesicht spürte ich die Pulse zucken. Und ich



Todesahnung im Kerker

Das Dunkel ist viel tiefer als die Nacht, der Abgrund vor mir düstrier als ein Schacht, der Schlund des Kerkers stummer als der Tod, kein Wellenschlag berührt dies Charonsboot. Die weiße Haut, die mir der Bunker bleicht, sie wird mir kalt und wie ein Bahrtuch leicht. Auf meinen Wunden, die die Fessel rief, gerinnt das Blut. Von jedem Feilschenbieb ist eine tiefe Rune eingebrannt, ich tast sie ab mit meiner bürren Hand. Bei jeder Regung hart die Kette lirt, das Echo zitternd durch die Räume irt. Was spricht du, Kette? Habe ich geflucht? Ich lize still; ich hab auch nichts gesagt . . .

Unsichtbar hält die Schattenhand mich fest, ich spür, wie sie mich in die Krallen preßt. Ich fürcht mich nicht, mag sie mir noch so drohn, jenseits von Gran'n sprech ich dem Tode Hohn. Gehör ich ihm, könnt ihr mir nicht mehr an! Doch was ihr mir an Schmach und Lual getan, bleibt mit dem letzten Hauch im Dunkel stehn; es wird euch nicht mehr aus dem Wege gehn. Ballt sich zum Schrei, zum urteilschweren Wort: Nord! Nord! Und immer wieder: Nord!

Horung.

hörte mein Herz. Die Alte, die hinter mir stand, schob mich an der Schulter vor sich her. Einmal sah ich aus meiner Angst zur Seite in die Finsternis. Sie fühlte es an meiner Schulter und flüsterte mir zu: „Der Weg ist frei; geh nur . . .“ Und während ich, so Schrittschen auf Schrittschen, weitertappte und die Knie hob, wie oben auf dem Brennerpaß, als der Schneesturm mir den abgründigen Weg vor den Augen verwehte, trat ich plötzlich auf ein Bein, das da lag, oder auf einen Arm, oder auf eine tote Nage, oder auf einen Kopf. Der Schrei des Entsetzens löste sich aus mir. Und aus dem Dunkel antworteten Seufzer und Flüche; und einer rief erschreckt nach Ruhe. Die Greisin tappte an mir vorbei. Und der Raum wurde durch die armselige Gasflamme, die sie anzündete, sichtbar. Die Wände stammten aus altem Geröll. Der erdige Fußboden war hart. Und auf dem groben Maisstroh, das zu beiden Seiten der Wegfurche lag, nächtigten zerlumpte Menschen, die auf mich wirkten, als seien sie umgekommen und nur provisorisch so hingebettet worden. Und vor mir an der Wand stand mein Schatten . . . Die Alte sagte zu mir, ich könnte mich dazwischen legen; es koste zwei Soldi. Es war nicht möglich, ihr zu sagen, daß ich kein Geld habe. Ich erwiderte ihr nur: „Nein!“ Sie drehte das Licht ab, nahm mich an der Hand und sagte: „Auf den Matrasen kostet es aber fünf . . .“ Ich schwieg . . .

Sie führte mich durch mehrere dunkle Abteilungen. Ich merkte es, indem mich die Türpfosten anstießen. Plötzlich sämterte eine blecherne Glocke. Und allenthalben in der Finsternis lebte die Narbe wieder auf. Sie ließ meine Hand los und sagte, es sei das Zeichen für die Ankunft gewesen; sie müsse öffnen gehen. Sie ließ mich stehen, wo ich stand. Und da glaubte ich, das Gelächern eines Mädchens wahrzunehmen, es klang kaum hörbar, als halle es, so aus der Ferne, in mir wieder. Ich hielt den Atem an. Auf einmal sah ich eine Hand ins Gesicht. Ich duckte mich und hörte die Greisin, als frene sie sich darüber, zu mir sagen: „s' schneit . . .“

Da dachte ich wieder an meinen Weg über den Berg . . . Sie ergriff meine Hand und flüsterte: „Paf auf; jetzt geht's hinunter . . .“ Ich jedoch stand da, wie damals, hoch oben in dem weißen Sturm, der auf dem verwehten Paf, auf dem ich bis an die Knie im Schnee stak, an mir zerrte, um mich in helle Verzweiflung oder in den unsichtbaren Abgrund zu treiben. Ich sträubte mich, so gut ich es noch konnte. Und aus Angst, ich könne umkommen, hielt ich mich; da ich sonst keinen anderen Halt hatte, krampfhaft an meinen Hosenbeinen fest. So stieg ich abwärts und — dachte an „Mailand“ . . . Und mit einem Male hörte ich, statt des heulenden Sturmes, die Mädchenstimme ganz nahe; und statt des vielen Schnees, der wie Seifenschaum alberte, sah ich nunmehr in dem Dunkel vor mir lichtgelbe Ripen. Und, da erst merkte ich, daß kalte Tropfen an meinem Gesicht herunterfiederten. Ich wachte nicht, ob es der Schweiß der Angst oder schon Tränen waren.

Der Raum, in dem ich nun ankam, war spärlich beleuchtet. Im Dunste des Hintergrundes lagen die Matrasen. In einem offenen

Flucht zu den Toten

Von Julius Epstein

Stamm glimmte noch Rache. An dem langen und schmalen Tisch hockten vertahrloste Männer, alte und junge; auch Mädchen und Frauen waren dazwischen. Ein Graubärtiger, der eine große Narbe an der rechten Schläfe hatte, fragte, was er erblickt hatte, aus dem Papier. Die anderen horchten ihm zu und schmaukten. Und die Greisin lauerte sich vor die Brust. Als sich ein Mann erhob, richteten sich alle Gesichter hoch. Er ging an die Wärme. Und es sah aus, als reiche ihm die Besitzerin die Hand, denn sie nahm sein Schlafgeld an sich; dann sagte sie, statt eines freundlichen Wortes, zu ihm hin: „Lechte Matratze rechts!“ Auf einmal sah ich, daß sie zu mir herüberlachte; da deutete sie nach der Ecke am Tisch, die er hinterließ. Ich wich zurück, um mich an der Wand zu halten; da aber stolperte ich über die Krücken; und sie fielen laut um. Und alle Gesichter starrten erschrocken zu mir her, so daß ich das Gefühl hatte, als dächten sie: „Er ist ja auch schon so weit . . .“ Und es wurde vor meinen Augen Nacht.

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, war es Tag. Ich lag auf Maisstroh. Schreden riß mich auf die Beine. Und die Besitzerin weiterte auf mich ein: „Aberkämtheit, hier Mitleid zu verlangen! Se e Abend“, so herrschte sie mich an, „will ich von dir das Geld! Bist jung; kannst betteln gehen oder stehlen! Die Alten müssen es auch!“ Nun begriff ich das unheimliche Gefühl, das mich bis dahin befallen hatte. Es war nicht Furcht vor der Kälte oder vor der Nacht. Es war die Angst vor dem Untergang. . . Ich schaute zur Seite und nickte, so vor mich hin. Ich wollte nicht so leben wie diese Menschen, die sich in die tiefe Finsternis vertrocknen. Ich wandte mich wortlos von ihr ab. Und ging mit meinem neuen Wunsch, mir in Genua ein Schiff zu suchen, im Schiffe der Frühsonne weiter . . .

Symptome am Rande . .

In London hat sich ein „Klub der dümmsten Londoner“ aufgetan. Mitglied dieses seltsamen Klubs kann nur ein Mensch werden, der nachhaltige Beweise seiner Dummheit erbracht hat.

In Chicago hat ein Gangster kurz vor seinem Tode testamentarisch sein gesamtes Vermögen in Höhe von mehreren Millionen (gestohlenen) Dollars drei „Vereinigungen für gefallene Mädchen“ sowie anderen Sittlichkeitsvereinen vermacht.

In Palästina hat sich ein nationalsozialistischer Verein gebildet, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, „die Hakenkreuzfahne in Palästina populär zu machen“ — (bei den Juden —?)

In Kalifornien fand die Wahl des „glücklichsten Kindes der Welt“ statt. Unter 120 Bewohnern wurde das Kind eines kalifornischen Milliardärs ausgewählt. Der Vater konnte nachweisen, daß sein Kind im glücklichen Besitz von 238 kostbaren Spielzeugen, darunter allein 17 elektrisch betriebenen Eisenbahnen ist. . . .

In Warschau erhängte sich ein zehnjähriges Mädchen am Fensterkreuz. In einem hinterlassenen Brief gab das Kind an, daß es in den Tod gegangen sei, weil es nicht mehr mit ansehen konnte, wie der trunksüchtige Vater allmählich im Austausch die Mutter mißhandelte.

Eine neue „Modetierheit“ wurde in New York kreiert. Die Damen der Gesellschaft lassen ihren — Pakageisen durch Maßschneider klopfen, anfertigen. In einem Boulevardblatt konnte man jüngst das Konterfei eines derart klopferierten Pakageisens erblicken. R-te

„In dem Orte Solonko-Sasnovice in Weißpolen wurde ein Mann festgenommen, der durch zwölf Monate hindurch in einer alten Familiengruft des Orisfriedhofes sich eine „Zweizimmerwohnung“ eingerichtet hatte. Als Bett diente ihm ein alter Metallsarg.“ Zeitungsmeldung.

„Es ist den Reichen wie den Armen gleichermaßen verboten, Brot zu stehlen und unter Bräuden zu schlafen.“ Anatol France.

Es ist ein rauher Herbstabend. Die Winde fegen über polnisches Land, Sturm kündigt sich an. Schon kommen die feuchten Nebel, die in Kürze das Land unwirtlich machen werden. Die Menschen rücken zusammen. Sie rüsten zum langen, langen Winter dieser unerbittlichen Landschaft. Kamme werden angezündet und die lange Pfeife aus dem Schrank geholt. Hagelschlag dröhnt gegen die Fenster.

Langsam kommt ein leeres Fuhrwerk die Straße herauf. „Straße“ ist hier nur geordneter Dreck. Unendlicher Schlamm. Auf dem Bod des Wagens sitzt neben dem Hünen von Bauern, der die Zügel fest in seiner Hand hält, ein Mann, dem man ansieht, daß er ein Besamter ist. Auf seinem Gesicht steht geschrieben: „Ich kann nichts dafür, ich tue nur meine Pflicht!“ Was auf den Gesichtern aller Hecker und Richter steht. Es ist der Gerichtsvollzieher des Ortes.

Das Fuhrwerk hält vor der Hütte eines alten Mannes, der einst ein wohlhabender Bauer war. Jetzt ist er ein armer Witwer, dem nichts als diese Hütte, in der einst der letzte Knecht schlief, geblieben war. Er sitzt starr vor sich hinstarrend vor einem offenen Lehmofen, in dessen verglühendem Feuer ein paar Kartoffel liegen. Alles, was dieser Mann besitzt, steht in diesem einzigen Raum der Hütte. Zwei Schränke, ein halbverfallenes Bett und an der Wand das Bild seiner Frau. In jener Mauer kolorierter Photographien, wie sie heute noch, nicht nur in der Provinz Polens, hergeheißelt werden.

Ohne anzuklopfen, tritt der Gerichtsvollzieher mit dem Kutscher ein.

„Guten Abend!“

„Ich komme im Auftrag des Gerichts. Sie haben den Prozeß gegen die Stadt verloren. Sie haben trotz des Urteils ihre längst fälligen, ja sofort pfändbaren Steuerschulden nicht bezahlt. Sie sind auch nicht zum geforderten Termin vor drei Wochen aus dieser „Wohnung“ (selbst der Gerichtsvollzieher muß hier eine Pause machen, nach diesem Worte „Wohnung“) fortgegangen. Jetzt muß ich Sie halt ermitteln. Tut mir leid! Aber seien Sie vernünftig, hilft ja alles nichts.“

Ohne mit einer Wimper zu zucken, hört sich der Alte das an. Ohne Bewegung sitzt er da. „Das ist das Ende!“, denkt er. „Jetzt nehmen sie mir noch dieses Loch! Nur zur Zuerst drei Schme im Krieg, dann das ganze Geld, Ersparnisse von dreißig Jahren schwersten Schuftens, dann das Weib, das gestorben war, weil kein Geld für Arzt, Medizin und Pflege da war, da kam die Tochter ins Irrenhaus, die das nicht begriff, daß ein Mensch sterben muß, weil kein Geld da ist. Kein Geld. Kein Geld?! Was heißt das! Ist nicht Geld im Ueberfluß da? Wären die Staaten nicht Kriegsschiffe, Bombenflugzeuge, Panzerverfer! Und für die Alte ist kein Geld da?! Und jetzt kommen sie, werfen mich aus dem letzten Loch und lassen mich verrecken.“

Dies und noch manches andere dachte er. Sagen konnte er kein einziges Wort. Nicht ein Sterbenswort. Er blieb wortlos, angewurzelt sitzen.

Die Männer begannen, die „Möbel“ hinauszuschleppen. Der Bauer rührte sich nicht vom Fleck.

Als die elende Hütte leer war, wollte der Kutscher an die Wand, um das Bild der Frau des Bauern herunterzuholen und aufzuladen.

Wie ein Blitz schoß der erstarrte Alte auf. „Sund!“

Und er riß das Bild herunter, wie um es vor entweichender Verührung zu schützen. Und er nahm es und suchte in den Ecken nach alten Lumpen und nach den Nesten der Wäsche. Da fand er auch seinen einzigen warmen Rock. Und wie man ein krankes Kind pflegt, breitete dieser Bauer diesen einzigen Rock auf der Erde aus, legte mit den rauhen Händen seines arbeitsreichen Lebens das Bild darauf und wickelte es ein.

Und er streichelte dieses Paket und befaßte es immer wieder, ob es nur ja gut halten werde. Diesem alten, rauhen, vom Leben durch und durch geschüttelten Manne rollten die Tränen auf das armeneliche kleine Paket, das sein alles war. Und 60 Jahre schienen nicht vergangen, denn er weinte, wie er als siebenjähriger Knabe geweint, als sein geliebter Wurstel in tausend Scherben zerbrach.

Als alle seine Sachen auf dem Wagen verkauft waren, kam der Gerichtsvollzieher zurück in dem Raum und sagte zum Bauer:

„Nun, nun müssen's halt fort. Ich kann eh' nichts machen. Ich muß absperren und das Tor versiegeln.“

Wortlos erhob sich diese Gestalt inkarnierten Elends, ein Hieb aus unseren Tagen, nahm seine Mütze, seine Pfeife und das geliebte Bild, klemmte dieses unter den Arm und ging hinaus.

Er irrte drei Tage draußen herum, nährte sich von Beeren, Reiten alten Fallobites und den Gaben kleiner Leute. So kam er am Abend des vierten Tages zum Orisfriedhof hin, todmüde, nur nach einer Stätte des Schlafs suchend.

Er ging zwischen den Gräbern herum, dieser Mann, den die Lebenden ausgeschlossen hatten. Was konnten ihm schon die Toten tun?

Da sah er die verfallenden Reste einer ehemals feudalen Familiengruft. Stufen gingen hinunter und unten war in Stein eine Tür gehauen, schlafwandlerisch und doch wach und ohne Angst ging unser Bauer die paar Stufen hinunter, riß mit ungeheurer Gewalt die alte hölzerne Tür auf und trat ein. Beim Lichte von Streichhölzern sah er sich um. Alles andere als Grauen erfüllte ihn. Eher ein Gefühl der Wärme, hier, unter der Erde, wo nicht so leicht ein Gerichtsvollzieher pfänden kommt. Er erblickte einen großen Metallsarg. Als er ohne zu zögern, den Deckel abhob, gewahrte er ein Häufchen fast zerfallener Knochen. Dies also war ein Mensch gewesen, ein Mensch wie er. Wie lange würde es dauern, bis aus ihm dasselbe geworden sein wird?! Er nahm behutsam die Knochen und hob sie auf, um sie am nächsten Tage irgendwo zu begraben. Dann machte er sich aus seinem Rock ein Kissen zurecht, stellte das kolorierte Bild seiner geliebten Frau in die Ecke des winzigen Raumes und legte sich in dieses „Bett“, um endlich einmal auszuschlafen.

Je länger er in dieser Gruft wohnte, desto besser gefiel ihm diese. Am Tage streifte er

umher, bettelte sich seine lärgliche Nahrung zusammen und abends schlief er in seine unterirdische Behausung. Wollten ihm die Lebenden schon nicht unter sich haben, mit den Toten vertrat er sich ausgezeichnet. Er war ein Gefordener, der noch nicht abgereist war.

Wie

Bis eines Tages der Friedhofspol herauskam. Ein Beamter erschien in der Gruft und holte den, der da unten zufriedener war, als

die meisten bei uns oben, herauf. Es half kein Sträuben. Noch darf er nicht ruhen. Nicht oben, nicht unten. Wie heißt's doch in der Dreigroschen-Oper: „Die Reichen können das Elend zwar erzeugen, aber sie können es nicht ansehen!“

Und auf dem Wege ins Armenasyl erzählte der Beamte dem Bauer, gegen welche Paragraphen des Strafgesetzbuches er sich vergangen habe.

Mensch und Maschine

Von B. Rapp

Man müßte meinen, daß im Zeitalter der Maschine der Mensch mit mehr Achtung von der Großtat des menschlichen Geistes sprechen sollte. Dem ist aber häufig durchaus nicht so. Das scheint, besonders in der jetzigen Zeit der Arbeitslosigkeit und Not, daran zu liegen, daß man die Maschine für die obigen Erscheinungen verantwortlich machen will, ohne zu bedenken, daß sie in Wirklichkeit ein Wohltäter der Menschheit geworden ist. Versuchen wir uns doch erst einmal das Leben in dem so verherrlichten Altertum vorzustellen! Keinem Menschen würde es auch nur im Traume einfallen, zu jenen Verhältnissen zurückzukehren zu wollen, denn kein neuer Mensch kann auf die Errungenschaften des jetzigen Daseins verzichten, auch wenn er sie noch so erbärmlich findet.

Bedenken wir: In den vergangenen Kulturepochen mußten Menschen die Arbeiten verrichten, die für ihre Wirtschaft erforderlich waren. Der freie Grieche durfte fünf Sklaven, Geloten, wäulen und mißbrauchen. Das Sklaventum ist bis heute noch nicht ausgestorben. Der moderne Mensch kennt jedoch das Sklaventum nicht mehr, sein Streben geht dahin, die Last der Muskelarbeit durch mögliche Inanspruchnahme der Naturkräfte zu ersetzen. Moderne Sklaven, Maschinen, arbeiten unermüdet und unbedröffen für alle Bedürfnisse des täglichen Lebens, für die Kleinsten und die Größten. Es ist unvorstellbar, wie man die heutigen dicht bevölkerten Länder nach alten Methoden auch nur mit Mehl und damit mit Brot versorgen sollte.

Vor der Erfindung der Dampfmaschine gab es keine Eisenbahn, kein Dampfschiff, teure Wäsche und Kleidung, dazu noch raub. Den Feldern konnte nur in schwerster Arbeit eine Ernte abgerungen werden, es gab keine helfende Maschine. Kein elektrisches Licht durchflutete die Wohnungen und die Siedlungen der Menschen. Der Seuche standen alle Türen offen, nicht zu sprechen von den neuesten Wundern der Technik: dem Flugzeug, Kino, Radio, Wildfunk.

Bis zur Verwendung des Dampfes gab es keinen wesentlichen Unterschied zwischen den ersten und den späteren Jahrhunderten. Der Dampf wurde der erste und eigentliche Befreier der bis dahin gequälten und gemarterten Menschheit. Er befreite sie von den Greueln der Pflanzensklaven und den schändlichen Qualen der an die Ruder gefesselten Galeerensklaven. Die Wohlthat des Achttages wurde dem Menschen verliehen, die restliche Zeit vermag der Arbeiter seiner Ruhe und Höherentwicklung zu widmen. Der Geist ist dem Körper überlegen, die Maschine hat dem Menschen die körperliche Arbeit erleichtert, sie hat ihm Zeit zur Forscherarbeit gegeben.

Doch mögen Zahlen sprechen. Ihre Sprache ist eindringlicher. Als Arbeitseinheit wählt man häufig 1 Kilogrammkraftmeter, jene Arbeit, die erforderlich ist, um 1 Kilogrammgewicht 1 Meter zu heben. Für praktische Zwecke ist allerdings diese Einheit lächerlich klein. Heute mißt man Arbeiten ausschließlich

in Kilowattstunden. Sie ist gleichbedeutend mit 367.000 Kilogrammkraftmetern. Die Tagesarbeit eines Mannes beträgt bei achtstündiger Beschäftigung rund 100.000 Kilogrammkraftmeter, also noch nicht ein Drittel einer Kilowattstunde.

Will man den Wert einer Maschine beurteilen, dann ist nicht die von ihr verrichtete Arbeit allein maßgebend. Für ihre Wirtschaftlichkeit spricht auch die Zeit. In je kürzerer Zeit eine bestimmte Arbeit geleistet wird, um so wertvoller ist die Maschine. Die Wirtschaftlichkeit nennt man Leistung. Die Messung der Leistung erfolgt heute meistens schon in Kilowatt, leider auch noch in der veralteten Pferdekraft.

Spricht man von der Leistung, so meint man stets Dauerleistung. Es ist aber mehr als Zumutung, von einem Pferde die Dauerleistung einer Pferdekraft, die richtig Pferdeleistung heißen müßte, denn Kraft und Leistung sind aber schon sehr verschiedene Begriffe, zu verlangen. Eine Pferdekraft entspricht der Leistung einer Maschine, die eine Last von 75 Kilo in einer Sekunde 1 Meter zu heben vermag, oder auch 1 Kilo in 1 Sekunde 75 Meter. Die wirkliche „Pferdekraft“, d. i. die Leistung, die ein Pferd täglich 8 Stunden lang vollführen kann, beträgt etwa 35 Kgm./Sek., also noch nicht 1/2 Pferdekraft.

Das Kilowatt ist gleichbedeutend mit 102 Kgm./Sek., es ist größer als die Pferdekraft. Es ist fast genau 1 PS = 3/4 KW.

Im gewöhnlichen Leben versteht man die beiden grundverschiedenen Begriffe Kilowatt und Kilowattstunde fast vollständig. Unsereähler für die Elektrizität geben unmittelbar den zeitlichen Verbrauch in Kilowattstunden an,

während der Leistungsverbrauch der Lampen und anderer Geräte in Watt angegeben wird. Eine 100 Wattlampe verbraucht demnach 1 KWst in 10 Stunden, gleichgültig ob in einem Tage, einem Monat oder einem Jahre.

Rechnet man das Jahr zu 300 Arbeitstagen, so ist die Jahresarbeit eines Arbeiters bei 100.000 Kgm je acht Stunden 80 Millionen Kgm, woraus sich eine durchschnittliche Leistung von 1 Kgm je Sekunde errechnet, d. i. rund 1/100 KW = 10 Watt. Zur Beleuchtung durch eine einzige 100 Wattlampe wären demnach für einen achtstündigen Betrieb jeweils 10 Arbeiter erforderlich, in drei Schichten also 30 Menschen täglich.

Die Dampfmaschine erbrachte den sichtbaren Beweis dafür, daß sich die in der Kohle stehende Energie nutzbar gestalten lasse. Die besten Dampfmaschinen verbrauchen heute je abgegebene Kilowattstunde nicht ganz 1/4 Kilo Kohle. Dieser Verbrauch ist trotzdem als sehr hoch zu bezeichnen, da nur 13 Prozent nutzbar gemacht werden können. Die tägliche Arbeit des Menschen ist demnach nicht größer, als wir aus 1/4 Kilo Kohle herausholen können, die wir zum Antrieb einer Dampfmaschine verwenden. Man möge sich dabei merken, daß die Dampfmaschine eine recht unrentable Anlage ist, die heute durch Dampfturbine, Dieselmotor und Wasserturbine so ziemlich verdrängt wurde.

Die Kilowattstunde ist ein Handelsartikel, deren Preis nach Angebot und Nachfrage Schwankungen unterliegt. Im Großhandel bewegt er sich um 20 Heller, im Kleinhandel um 3 K. Es wäre ein ganz unmöglicher Schluß, wollte man an die menschliche Arbeit eben diesen Maßstab legen. Der Mensch ist der Maschine durch seinen Geist überlegen, auch dann, wenn er am laufenden Bande arbeitet. Seine Arbeit mag wohl auf die Dauer langweilig und eintönig werden, da seine Gedanken nur in einer einzigen Richtung konzentriert sein müssen, aber sie dürfen nicht ausgeschaltet werden. Welches Unheil ist schon verursacht worden, wenn der Arbeiter am Biegeaufzug auch nur einen Biegelstein herauszuheben verabläumt hat! Noch lächerlicher und bedauerlicher wäre der Fehler, wollte man die Geistesarbeit des Genius in KWst und damit in Geldwert ausdrücken.

Die geistigen Revolutionen brachten der Menschheit politische Freiheit, die Maschinen brachten die Befreiung von erniedrigender Sklavenarbeit.

Der Ahnungslose

Von Walter Jelen.

Als Herr Berger um sieben Uhr vom Büro nach Hause kam und eben dabei war, aus dem Rock zu schlüpfen, erschien Heinz, sein Jüngster, im Vorzimmer. „Papa“, zwischerte er mit seinem hellen Stimmchen, „bitte, schenkt mir sechzig Groschen.“

Herr Berger nahm die Börse aus der Hosentasche und gab dem Kleinen die erbetenen sechs Nickelstücke.

Es mag halb acht Uhr gewesen sein, Herr Berger wollte gerade die Abendzeitung lesen, da kam Wizzi, sein vierzehnjähriges Töchterchen und stellte sich vor ihn hin.

„Pati“, sagte sie mit einschrägelnder Stimme und lachte ein bißchen verlegen, „wenn ich dich recht schön darum bitte, würdest du mir drei Schillinge geben?“

Herr Berger holte die Börse aus der Tasche und gab ihr den gewünschten Betrag.

Um ungefähr neun Uhr, nach dem Abendessen, trat Hans, der Älteste, der nächsten Jahr die Matura machen sollte, zum Papa. „Vater“, sagte er in einem eben so bestimmten wie nach-

drücklichen Ton: „Ach brauche dringend zehn Schillinge.“ Seufzend langte Herr Berger nach der Brieftasche und drückte ihm die verlangte Banknote in die Hand. Nicht einmal, wozu er das Geld brauche, hatte er den Jungen gefragt, denn sein Grundsatz war: „Jungen Leuten muß man Selbständigkeit lassen.“

Als es zehn Uhr geworden war, zogen sich Herr Berger und seine Gattin ins Schlafzimmer zurück.

„Lieber Emil“, sagte Frau Eleonore, „sei so nett und gib mir dreißig Schillinge.“

Aber da brauste er auf.

„Dreißig Schillinge! Ihr glaubt wohl, ich sei Pierpont Morgan. Oder ein Banknotenfälscher. Schon um sieben Uhr ging es los. Zuerst wollte Heinz sechzig Groschen. Dann gab ich Wizzi drei und Hans zehn Schillinge und nun willst du gar dreißig! Sag mir doch, wozu brauchst ihr denn das Geld?“

Im ersten Augenblick war Frau Eleonore überascht und etwas verwirrt. Aber dann tat sie, was Frauen selten tun. Sie antwortete kurz, einfach und schlicht:

„Aber Emil, du hast wohl vergessen, daß du morgen Geburtstag hast!“

Naturwissenschaftliche Kurzberichte

Von E. Aldt

Tuberkulose bei Hunden. An einer schwedischen Tierarznei-Hochschule machten zwei Ärzte eine wichtige Feststellung. Sie fanden nämlich, daß Hunde und Katzen recht häufig Tuberkulose-träger sind, was bisher kaum beachtet worden war. Etwa jeder zehnte Hund erwies sich als tuberkulös. Es hat den Anschein, als ob Erkrankungen dieser Art sowohl bei Hunden, als auch bei Katzen in den letzten 20 Jahren bedeutend häufiger geworden wären. In Deutschland hat man ähnliche Feststellungen gemacht. Freilich ist die Häufigkeit der Krankheit nicht in allen Gegenden gleich groß. Unter den Tuberkulose-trägern waren gerade die so beliebten Schäferhunde und Fogietrieters besonders zahlreich. Junge Hunde sind besonders anfällig und können mehr zu der Infektion zu neigen als Hündinnen.

Vom Geschmackssinn der Bienen. Der berühmte Bienenforscher Prof. Friß in München und seine Mitarbeiter haben an jahrelangen, mühevollen Experimenten neue Erfahrungen darüber gesammelt, wie die Bienen schmecken. Es zeigt sich, daß die Bienen, so wie wir, vier Geschmacksqualitäten unterscheiden: süß, sauer, bitter und salzig. Die Empfindlichkeit ihrer Geschmacksorgane scheint von der unserer etwas verschieden zu sein. Die Konzentration einer Zuckerslösung z. B. muß weit höher sein, um die Empfindung „süß“ auszulösen, als es für unsere Zunge nötig ist. Uebrigens ist die Zahl der Süßstoffe, welche von der Biene als solche gewertet werden, nicht groß. Saccharin z. B., welches auf der menschlichen Zunge ähnliche Empfindungen auslöst, wie Zucker, wird von den Insekten abgelehnt, also offenbar nicht als Süßstoff empfunden. Nun ist freilich Saccharin den Zuckersorten gar nicht verwandt und wenn es ähnliche Empfindungen auf unserer Zunge auslöst, so hängt das nicht mit seiner Struktur zusammen, sondern damit, daß wir für zwei an sich ganz verschiedene Reizursachen kein deutliches Unterscheidungsvermögen haben. Aber auch nicht alle Zuckersorten schmecken der Biene süß, sondern nur solche von ganz bestimmter

chemischer Struktur, so daß in dieser Hinsicht das Unterscheidungsvermögen der Biene viel weiter geht als bei uns. Konzentrationsabstufungen werden überdies deutlich unterschieden. Auch gegenüber Salzlösungen sind Bienen empfindlicher als der Mensch. Säuren werden deutlich auseinandergehalten, dagegen erweisen sich die Bienen Bitterstoffen gegenüber als deutlich unterempfindlich. Es ist bekannt, daß eine Biene, die eine neue Honigquelle entdeckt hat, und in den Bienenschloß zurückgekehrt ist, dort einen sogenannten „Verbetanz“ aufführt, durch welchen sie ihre Gefährtinnen anwirbt zu einem Ausflug nach dem neu entdeckten Lindenbaum oder dem eben erblühten Heidekraut. Gefolgt von anderen Bienen kehrt sie hierauf zur Honigquelle zurück. Aber erst sehr stark süß schmeckende Stoffe regen die Bienen zu solchen Verbetanzungen an. Dadurch scheint es verständlich, warum Blüten Zuckersäfte von so hoher Konzentration produzieren, wenn es darauf ankommt, Bienen zum Zwecke der Blütenbesäuberung anzulocken. Der Sammelreis der Bienen steigt mit wachsendem Zuckergehalt des Blütennektars. Es gibt Nektararten, die bis zu 70 Prozent aus Zucker bestehen. Freilich sind die Tröpfchen dieses süßen Saftes, aus dem die Bienen den Honig bereiten, so winzig, daß erst der Besuch einer Anzahl von

Nr. 18 der „Bunten Welt“ erscheint am 1. Mai

Blüten einen sichtbaren Ertrag liefert. Alee hat bekanntlich sehr zuckerreiche Blüten. Man hat berechnet, daß trotzdem erst etwa 125.000 Aleeblüpfchen ein Kilo Zucker enthalten. Aber jedes Aleeblüpfchen besteht aus einer Menge von Einzelblüten und um ein Kilogramm Honig zusammenzutragen, müssen die Bienen etwa fünf Millionen einzelne Aleeblüten erschöpfen.

Das Vitamin im Hühner. Das Eier reich sind an Vitamin E, dem auch als „Antiferilitäts-Vitamin“ bezeichneten Ergänzungsstoff, ist längst bekannt. Nun hat sich in letzter Zeit herausgestellt, daß der Gehalt an diesem Vitamin sehr verschieden groß sein kann, und zwar in Abhängigkeit von der Art der Fütterung der Hühner. Damit im Zusammenhang steht auch, wie ein amerikanischer Forscher feststellte, das Brutergebnis. Durch ungeeignete Fütterung bedingter Mangel an Vitamin E setzt nämlich die Entwicklungsfähigkeit der Eier herab und es zeigt sich ferner auch ein deutlicher Einfluß auf die Sterblichkeit der auschlüpfenden Hühner innerhalb der ersten acht Tage.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 278.

Von Franz Tepper, Karlsbad.

(Original.)

Schwarz: Kc4, Tc1, d5, Ld7, Sd3, f1, Bd4, d6, e5, f3, f5, g3. (12)



Weiß: Kg5, Da5, Ta4, e8, Lf2, h3, Sa2, h1, Be2. (9)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 275: Da8—d5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Ulbert Erich, Klutschkau; Tepper Franz, Karlsbad; Müller Karl, Krochwitz; Trepesch Waldemar und Bittner Richard, Kleinaugezd; Gantner Josef und Schamfuß Erwin, Eulau; Dinnebler Emil, Tetschen; Demel Rudolf, Schirndorf; Hanisch Anton, Kunnersdorf bei Zwickau; Schöffel Anton, Schöbritz; Sturm Heinrich, Brünn; Burkert Franz, Schönau b. Neutitschein; Lepachl Franz, Kaplitz; Hyna Josef, Hostomitz; Schindler Robert, König Rudolf, Chmiak Teo, Hoffeld Otto, Lohmüller Hans, Habl Erwin, sämtlich Nesteritz; Koukal Eduard, Trausnitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Proch Anton, Predlitz; Deutschmann Raimund, Schachsektion Seldnitz; Tesaf Franz, Suche; Eichler Otto, Drakowa; Robek Franz, Kwitkau; Schlosser Emil und Kisch Fritz, Graupen; Kraus Gerhard, Turn.

Arbeiterschach.

Am Sonntag, den 19. April, fand in Aussig eine Kreisschachkonferenz statt. Aus den Berichten der Kreis- und Bezirksfunktionäre war ersichtlich, daß im V. Kreis das Schachspiel immer mehr Verbreitung findet. Fast alle Bezirksleiter konnten von Neuerfindungen berichten. Für einige ausgeschiedene Kreisausschußmitglieder

der wurden neue Genossen gewählt, so daß sich der Schachausschuß nun aus folgenden Genossen zusammensetzt: Vorsitzender Gen. W. Scharoch, Drakowa-Teplitz, Schriftführer E. Habl, Nesteritz-Aussig, Beisitzer Flock, Dankwart, Tetschen, und Roscher H., Komotau II.

Die Kreisserie wurde folgend ausgelost:

Gruppe I.

1. Runde (am 3. Mai).

Krochwitz gegen Seldnitz in Krochwitz, „Arbeiterheim“, Kampfrichter Rosawitz.
Kleische gegen Warnsdorf in Bensen, „Jägerhäusl“, Kampfrichter Habl, Nesteritz.

2. Runde (am 24. Mai).

Kleische g. Krochwitz in Nesteritz, „Linde“, Kampfrichter Habl, Nesteritz.
Warnsdorf g. Seldnitz in Böhme-Kamnitz, „Arbeiterheim“, Kampfrichter Böhm, Neustadt.

3. Runde (am 9. August).

Seldnitz g. Kleische in Nesteritz, „Linde“, Kampfrichter Habl.
Krochwitz gegen Warnsdorf in Rumburg, Kampfrichter Sallmann, Rumburg.

Gruppe II.

1. Runde (9. Mai).

Sobrusan g. Wisterschan in Teplitz, „Hotel Laurer“, Kampfrichter Denk, Zuckmantel, Komotau spielfrei.

2. Runde (24. Mai).

Komotau I. g. Sobrusan in Oberleutendorf, „Kinogasthaus“, Kampfrichter Scharoch, Wisterschan spielfrei.

3. Runde (am 9. August).

Wisterschan g. Komotau I. in Bröz, „Arb.-Sportplatz“, Kampfrichter Hyna, Hostomitz, Sobrusan spielfrei.

Endrunde: Sieger Gruppe II. gegen Sieger Gruppe I. am 23. August. Alle Wettkämpfe beginnen um 9 Uhr früh, die Breiter sind von beiden Mannschaften zur Hälfte mitzubringen. Ansonsten gelten die Bestimmungen unserer Wettkampfordnung.

Das III. Bundesturnfest in Komotau und die Schachsparte.

Ueber dieses Thema spricht der Bundestechniker Genosse Schöpka, Komotau, in nachfolgenden Orten: 4. Mai in Ezer; 5. Mai in Liebenthal; 6. Mai in Falkenau; 7. Mai in Chodau; 8. Mai in Altrohau; 9. Mai in Karlsbad; 10. Mai in Maierhöfen; 13. Mai in Bodenbach; 14. Mai in Tetschen; 15. Mai in Warnsdorf; 16. Mai in Rumburg; 18. Mai in Nesteritz; 19. Mai in Schönfeld; 20. Mai in Teplitz; 21. Mai in Eichwald und am 22. Mai in Sobrusan. Nach dem Referat wird Genosse Schöpka einen theoretischen Vortrag halten und als Abschluß ein Simultanspiel (nicht unter 15 Brettern) geben. Die Schachsparten werden ersucht, obgenannte Tage frei zu halten und gut zu organisieren. Genosse Schöpka beansprucht von den Sektionen nur Nachtlager, ev. Verpflegung.

Der Umschwärzte

